

WIE EIN ARMES MÜTTERCHEN ZU VIELER WÄSCHE KAM UND
DIESELBE VELOR

In einem abgelegenen Dorf auf einem hohen Berg lebte einmal ein gar armes Mütterchen, das den bittersten Mangel litt. Eines Tages nahm es einen Stock und machte sich auf den Weg ins Tal hinunter, um bei guten Leuten Almosen zu erbetteln. Als es durch den dichten Weißtannenwald ging, kam es zu einer Felswand, in der wilde Weiblein wohnten, und der Duft frischgebackenen Brotes wehte dem Mütterchen entgegen. Da dachte sich die Arme: „Oh, hätte ich nur ein Stücklein Brot, um meinen ärgsten Hunger zu stillen!“

Kaum hatte sie dies gewünscht, stund ein wildes Weiblein mit einem großen Brotlaib vor ihr und sprach: „Da hast du's, hungeriges Ding!“ und gab ihr das Brot. Das erstaunte Mütterchen wollte danken, allein das Weiblein war blitzesschnell im Felsen verschwunden.

Das Mütterchen stillte nun seinen Hunger und wanderte dann neu gestärkt weiter, bis es in das Tal kam. Hier hausten aber sehr böse und übermütige Leute, welche der Armen Nichts gaben und sie verhöhnten und misshandelten. Und wenn das Mütterchen am Tag sich müde gegangen hatte, musste es nachts auf offenem Feld liegen, so daß es vor Frost nicht schlafen konnte. Da dachte es: „Mein Bleiben dahier ist vergebens, ich gehe wieder heim.“ Als es sich aber auf den Heimweg machte, war es sehr kalt, und das Mütterchen zitterte vor Frost, denn sein Gewand war zerrissen und zerschlissen. Die Arme wäre wohl auf dem Weg erlegen, wenn nicht das Brot, welches nie zu Ende ging, sie wunderbar gestärkt hätte.

Als der Weg sie zum Felsen der wilden Weiblein führte, sah sie dort ganze Leinwandballen auf der Bleiche liegen. Da seufzte das Mütterchen, welches vor Kälte zitterte: „Oh hätte ich nur ein Stück solcher Leinwand! Dann könnte ich mir gute Hemden machen, und es würde mich nimmer so frieren.“

Als es diesen Wunsch getan hatte, stund wieder das wilde Weiblein vor ihr, trug einen Garnsträhn in der Hand und sprach mitleidig: „Da hast du einen Garnkranz, nacktes Ding! Er wird nimmer zu Ende gehen, wenn du nicht selbst es wünschest. Darum sage nie, wenn du denselben in die Hand nimmst: „Oh, wärest du zu Ende!“ Mit diesen Worten verschwand das wilde Weiblein wieder, und das beschenkte Mütterchen ging freudig seinen Weg, bis es nach Hause kam. Da setzte es sich müde auf einen Stuhl und begann Garn zu winden, und soviel es wand und wand, das Garn ging nicht zu Ende.

Das Mütterchen gab nun dem Weber vollauf zu tun, bezahlte ihn zuerst mit Leinwand, machte sich dann Hemden und verkaufte dann die übrigen Stücke. Der Leinweber war vom Mütterchen allein in einem fort beschäftigt, und dieses löste aus dem schönen Tuch so viel Geld, daß es ganz sorgenfrei und glücklich leben konnte. So ging es lange Zeit hindurch, und das Mütterchen wurde immer wohlhabender. Die Leute verwunderten sich darüber, woher es soviel Garn und

Geld nehme, konnten aber ihr nichts Böses nachsagen. Einmal kam aber das Mütterchen in einen Wortwechsel mit einer bösen Nachbarin, und beide erzürnten sich gar sehr. Da sagte die Nachbarin: „Schweig du, alte Hexe! — Wir wissen alle, daß der Selbänder dir das Garn bringt,“ und so zankten und haderten sie lange Zeit hindurch.

Endlich ging das Mütterchen ergrämt nach Hause und begann wiederum Garn zu winden. Als es aber missmutig einige Zeit lang gewunden hatte, fragte es unwillig: „Du verwünschtes Garn, wärest du doch einmal zu Ende!“ Kaum gesagt, war der Wunsch auch erfüllt, und Garn, Leinwand und Geld waren verschwunden. Selbst das Gewand, das aus solchem Garn gewoben war, war verfliegen und zerstoßen, und splitternackt saß das alte Mütterchen auf dem Stuhle und war ärmer als zuvor.

(Luserna)

DAS KLUGE EHEPAAR

Es war einmal ein Mann, der zwar kein Haus, aber ein kluges Weib hatte. Da bezog er ein kleines Haus, das einem reichen Herrn gehörte, gegen einen bedeutenden Mietzins. Mann und Weib arbeiteten und sparten das Jahr hindurch wohl fleißig, allein da es zu Ende ging, war dennoch nur wenig Geld in ihrem Schreine, und sie sahen mit Angst und Furcht dem Zinstag entgegen. Als dieser angebrochen war, blieb auch der Hausherr nicht lange aus, um die Miete einzutreiben. Wie aber das arme Weib ihn kommen sah, trug sie einen großen Kessel mit siedendem Wasser auf den Söller hinaus. Der Herr, welcher die Bäurin von der Straße aus gesehen hatte, ging zuerst auf die Laube und fragte den Mann, der auch bei dem Kessel stand: „Was machst du hier?“

Der Bauer antwortete: „Mein Weib will waschen und siedet hier Wasser.“

Da erwiderte der Herr: „Du Narr, wie wird das Wasser ohne Feuer siedend?“

„Tut Nichts,“ sprach der Bauer. „In diesem Kessel siedet auch das Wasser ohne Feuer. Greift nur hinein, und ihr werdet es glauben.“

Der Herr griff in das heiße Wasser und rief: „Wahrlich, das ist ein kostbarer Kessel! Möchtest du ihn nicht mir geben? ich erlasse dir dafür den Zins.“

Der Bauer weigerte sich anfangs, erfüllte aber endlich den Wunsch des Herrn, und dieser ließ den Kessel in sein Haus tragen. Seelenvergnügt rief er seiner Frau bei der Heimkunft zu: „Liebes Weib, da hast du nun einen Kessel, in welchem das Wasser ohne Feuer siedet.“

Entzückt über dies Geschenk und voll Neugierde ließ sie den Kessel mit Wasser füllen, allein das Wasser wollte nicht warm werden. Endlich brach ihr die Geduld, sie lief zu ihrem Herrn und rief: „Du dummer Esel, wie hast du dich betrügen lassen! — Der Kessel braucht Holz wie jeder andere. Jage doch das betrügerische Lumpenpack, das dich so bei der Nase herumgeführt hat, aus dem Haus!“

Der Herr sprach: „Wart nur, ich werde das Gesindel schon wegtreiben wie die Hunde.“ —

Nach einem Jahre ging der reiche Mann hinaus zu den armen Leuten, um den Zins zu fordern und ihnen die Wohnung aufzukünden. Er traf aber nur das Weib zu Hause und fragte sie: „Wo ist dein Mann?“

Sie antwortete: „Er ist auf dem Feld, ich werde aber gleich das Häschen hinausschicken, um ihn zu holen.“

„Ei was,“ sprach der Herr, „ein Häschen soll ihn rufen?“

„Ja“, erwiderte das Weib und verließ auf einige Minuten den Herrn. Bald darauf kam der arme Mann mit einem Häschen im Arme, das er streichelte.

Der Herr glaubte nun, der Hase habe wirklich den Bauern, der zwei Hasen besaß und einen auf das Feld mitgenommen hatte, herbeigerufen und sprach: „Poztausend, das ist doch ein kluges Tier. Überlass es mir für meine Frau, und ich will dir den Zins schenken.“ Der Bauer wollte anfangs nicht darauf eingehen, gab aber doch endlich nach, und der Herr eilte hocheifrig mit dem Wundertiere nach Hause. „Ei sieh!“ sprach er zu seiner Frau, „was ich dir heute bringe. Wenn ich fort bin, brauchst du nur dies kluge Tier nach mir zu schicken, und es läuft und holt mich.“

Die Frau bewunderte den Hasen und dachte: „einen solchen Boten kann ich wohl brauchen.“

Am folgenden Morgen wollte der Herr mit den Arbeitern auf das Feld gehen und sprach zur Frau: „Ich gehe nun auf den Acker, um dort nachzusehen. Wenn das Mittagmahl bereitet ist, schicke das Häschen hinaus.“ Er begab sich nun fort, und als das Essen bereitet war, schickte die Frau das Häschen in's Freie. Dies aber sprang lustig in's Weite, ohne sich um den Auftrag zu kümmern, und ließ sich nie wieder sehen. Der Herr wartete und wartete auf den Boten, der ihn zum Essen rufen sollte; allein vergebens. Endlich war seine Geduld alle, und er eilte nach Hause. Als er zu seiner Frau kam, rief er: „Warum hast du den Hasen nicht hinausgeschickt, um mich zu rufen?“

Darauf entgegnete die Frau: „Ich habe ihn wohl mit der Botschaft weggesandt. Ist er nicht gekommen?“

„Nein,“ antwortete der Mann.

Da ward die Frau zornig und schrie: „Du bist ein gepelzter Narr, weil du dich wieder hast betrügen lassen.“ —

Der Herr sagte aber: „Nur Geduld, ich werde die Leute aus dem Haus werfen.“

Es verging aber wieder ein Jahr, bis er zu dem armen Paar hinausging. Als er die Treppe hinaufstieg, schlug der Mann das Weib mit einer Stange zu Boden, daß es wie leblos da lag. Der Reiche fragte erschrocken: „Ei, was hast du hier getan?“

Der Arme antwortete: „Ich werde sie schon aufstehen machen,“ holte eine alte Geige aus der Truhe, begann damit auf zu spielen — und das Weib sprang lustig, wie ein Widder, auf und ging das Mittag kochen.

Da staunte der Reiche und sprach: „Ei, was hast du für eine Geige!“

„Ja,“ antwortete der arme Mann: „sie ist goldeswert, denn wie ich mit ihr aufspiele, so muss das Weib tanzen.“

Darauf sagte der Herr: „Wenn diese Geige eine solche Eigenschaft hat, könnte ich damit auch meine Frau gehorchen machen. Gieb mir die Geige, und ich schenke dir den Mietzins und gebe dir darüber noch das Geld, das ich bei mir trage.“ Der Mann war des zufrieden, gab ihm die Geige gegen das versprochene Entgelt, und der Reiche ging seelenfroh nach Hause. Bald darauf erzürnte ihn seine Frau, und er nahm eine Stange und schlug sie damit tot.

Das ganze Gesinde lief zusammen und fragte: „Warum habt ihr dies getan? Die Frau ist tot, ihr seid ein Mörder.“

Er antwortete ruhig darauf: „Ich werde sie schon aufstehen machen,“ holte die Geige und fiedelte lange Zeit der Leiche vor. Diese rührte sich aber nicht und lag steif und fest da, wie ein Stock. Endlich wurde er des Geigens müde und sprach zornig: „Warte nur, du faules Weib, ich werde dich schon doch zum Aufstehen bringen. Am jüngsten Tage will ich geigen, daß du gewiss aufstehen und nach meiner Geige tanzen mußt.“

Den armen Leuten ging es aber fürbass gut, denn sie hatten für die Geige soviel bekommen, daß ihr Hauswesen sich bessern konnte.

(Proveis)